Nebraska

Staats-Anzeiger und Herold.

Jahrgang 32. Grand Island, Nebr., 15. März 1912 (Zweiter Theil.) Nummer 31

Lied der Deutschen im Ausland.

Alle wir in fernen Landen
Denken an ein heilig Gut:
Land, wo unsre Wiegen standen,
Unsrer Väter Asche ruht,
Land der Eichen, Land der Linden,
Voller Heldenkämpfe Du,
Wie die Flagge in den Winden
Rauscht Dir unsre Seele zu!

Unter Cedern, unter Palmen,
Hoch im Eis, am Steppensaum
Träumt der Deutsche, wie auf Almen
Leuchtend blüht der Apfelbaum,
Lauscht den heil'gen Sturmesschmerzen,
Eichen ihr, an Bismarcks Gruft,
Fromm bewahrend sich im Herzen
Eines Christbaums Tannenduft! . . .

Manchem lebt ein liebes Mädchen
Treu behütet im Gemüt,
Der sein blondes Nachbargrethchen
Noch im Alter vor sich sieht,
Mancher, den des Schicksals Schmiede
Hart zu Stahl gehämmert hat,
Hält bei einem Heimatliede
Weinend kaum sein Notenblatt! . . .

Vaterland, wie eine Eiche
Wächst Du in der Welt empor,
Als wenn Gott zu seinem Reiche
Dich zum Fundament erkor.
Deutsches Blut muß erdwärts tropfen,
Bis die Welt gelangt zur Ruh,
In gebräunten Körpern klopfen
Dir auch unsre Herzen zu!

Wer aus deutschem Blut geboren,
Schließ den Schwur in sein Gebet,
Daß er nimmermehr verloren
Seinem Vaterlande geht,
Teure Heimat, auf den Schwingen
Des Gesangs vernimm den Schwur:
Wo wir wandern auch, wir singen
Deutsch und bleiben Deutsche nur!

Max Bewer (Laubegast-Dresden.)

Mr. Brown aus Cincinnati.

Humoreske von Peter Frenzdorf.

Im Führer-Stübl neben der Hofeinfahrt zum „Blauen Hecht" war es gesteckt voll. Der Tabaksqualm lagerte so dick und schwer im Raum, daß die Hängelampe mit dem breitausladenden Blendschirm nur in den Konturen zu erkennen war. Wie grauer Chiffon hing der Rauch zwischen dem niedrigen Gebälk und an den Wänden über den vielen Hunderten von Ansichtskarten, mit denen dankbare Kraxler noch aus der Ferne und nach Jahren ihrer einstigen Führer gedacht. Manche von den Adressaten hatten längst ihr Marterl an irgend einer Schroffe oder hatten sonst den letzten Aufstieg gemacht, auf dem es keinen Knieschnackler, keine Schneeblindheit und kein Zurück giebt.

Immer war da noch eine erfreuliche Anzahl von der alten Garde: der Wetter-Franzl, der im linken Ellenbogengelenk ein unfehlbares Barometer hatte, der bald fünfundsiebzigjährige Garmischer Sepp, der Rothbuchner Wastl, von dem die Rede ging, daß er noch nie eine Tour abgelehnt, auch die schwierigste nicht — wenn sie gut bezahlt wurde; und der Stronthofer Hias mit dem silbernen Kreuzel, das er vom Prinzregenten eigenhändig bekommen hatte und immer trug — auch zur Nacht, wie man sagt.

Der stattliche, vielversprechende Nachwuchs lauschte aufmerksam zu, wenn die Alten diskutierten: über Lawinen und Steinschlag, über die Schutzhütten-Marder oder — wie eben — über den mißlichen Wandel der Zeiten und das unsichere Wetter, das so arg wenig Leut' in's Oberland führt.

„Und dö, was kemma", knurrte der eisgraue Sepp in sein zerbissenes Pfeifenmundstück, „ui jegerl! Dick san's und kurzlufti; knapp, daß's Schnauferl langt bis auf d' Zieserner Alm, wo's an Kas fressen und mit'r Nandl scharmuzirn. Fall'n a poar Tropperl Regen, glei hocken's beisamm in der Wirtsstubn und schaun granti von hrunten auf d'Berg. Und a Göld hams anet! Dö Ameritanerer, wann i denk — ui jegerl! So in dö fuchz'ger Joahr do hat fei nix g'fehlt am Oberland. Goldstückeln hat's geb'n wia Buxeknöpf. Mei Vatta seli —"

„Guten Tag, meine Herren", unterbrach eine muntere Mannesstimme von der Tür her.

„Grüaß Gott" erwiderte der Kaßner Lips für Alle, indem er sich erhob und dem Fremden entgegentrat; denn der Kaßner Lips hatte „düschuer" und war der Nächste dazu, wenn es was zu tun gab. Das war streng geregelt bei den Führersleuten. Und nur wenn ausdrücklich ein Bestimmter verlangt wurde, mußte der „Düschuerer" zurücktreten. Das tat er natürlich nicht gern, und so zeigte sich der Kaßner Lips sehr höflich und dienstwillig. Er schob sogar seine Pfeife in's Wamms, als er fragte: „Was schafft's Eu'r Gnad'n?"

Der Fremde, ein junger Mann in eleganter städtischer Kleidung, drückte seinen Klemmer auf die Nase und blinzelte freundlich zu dem baumlangen Lips empor.

„Ich bin Mister Brown aus Cincinnati und möchte eine kleine Tour machen, mein Lieber."

„Scho recht. No heut, Eu'r Gnad'n?"

„Nein. Das wäre zu spät. Morgen vor Tagesanbruch. Sagen wir um halb drei."

„Scho recht", kratzfußte der Kaßner Lips. Inzwischen hatte er den kleinen, geschmeidigen Stadtfrack abtaxirt, was der wohl leisten könnte, und machte seine Vorschläge: „Auf'n Schutterer? Oder mögen's gar nach'm Eisklamm?"

Der Fremde schüttelte den Kopf.

„Auf die Jochwand möchte ich."

Hätte er auf den Mond verlangt — die Leute im Führerstübl hätten nicht verdutzter dreinschauen können. Dem Garmischer Sepp war die Pfeife aus dem Mund gefallen. Nachdem der Lips sich erholt, kraute er sich mit der Riesenprant hinterm Ohr.

„Sakra, sakra — dös werd i net schaff'n könna, gnä' Herr. I bin no net aufikraxelt —"

„Solang d' Welt steht, han a Stückener fünf Mann d' Jochwand g'schafft", ließ der Stronthofer Hias sich vernehmen und spielte mit seinem Kreuzel; „drei dervon san net heimkemma; dö ander zwo san der Rothbuchner un i — un i mach net mit, net für a Göld. Wissen's, daß a Neuschnee liegt auf d' Wand?"

„Natürlich weiß ich das", schmunzelte der Fremde. „Eben deshalb möchte ich rauf. Wie lange hält sich hier dieser Schnee?"

„Bis a neucher fallt. — Mit Verlab, wissen's, was dös hoaßt: auf d' Wand im Neuschnee? Und, mit Verlaub, ham's scho sa a Stückl g'macht —?"

„Hier noch nicht. Aber in Amerika."

Der Garmischer Sepp verlor abermals die Pfeife. Seine Augen weiteten sich, und der zahnlose Mund zischelte in Staunen und unbegrenzter Hochachtung:

„Sakradixen — an Ameritanerer — —"

Einige Augenblicke war es so still im Zimmer, daß man den Knisterbrand des Tabaks hörte. Dann reckte der Rothbuchner sich auf.

„Machst's net, Lips?" fragte er kurz.

„Na —"

„Also denn — i mach's, Herr. Aber dös kost a Göld. San hundert Markln z'vül?"

„Je nun — zu wenig gewiß nicht", lachte der Fremde. „Aber ich will nicht handeln. Also morgen früh halb Drei — wenn das Wetter irgend danach ist."

„Frag'n ma 'n Franzl!" sagte der Rothbuchner, nun feuereifrig. „Geh her, Franzl, wia schaugt's aus morgen in der Fruha?"

Der Wetter-Franzl befühlte seinen linken Ellenbogen und wiegte bedenklich das Haupt.

„Hagel giebt's und an starken Nebel. Uebermorgen do is guat."

„Schön, also dann übermorgen. Das ist mir schon recht. Ich habe noch Verschiedenes zu besorgen und vorzubereiten. Wie heißen Sie?"

„I bin der Rothbuchner Wastl", erwiderte der Führer, beinahe gekränkt, daß es Jemand gab, der ihn nicht kannte. Aber das wetterharte Gesicht ward eitel Sonnenschein, als er eine blanke Doppelkrone zum Angeld erhielt.

Wie ein Lauffeuer war es durch's Dorf gegangen, daß der junge Deutsch-Amerikaner, der beim Postwirt als Arthur H. Brown aus Cincinnati vor drei Tagen sich eingeschrieben, und der ein lieber, alleweil fideler Kerl war, die Jochwand besteigen wollte.

Von Stund an stand er im Mittelpunkt des Interesses — auch bei den Damen. Und unter diesen war es besonders Fräulein Klärchen Gutbar, die in ihrer romantischen Seele erschauerte, wenn sie der Gefahren dachte, denen der hübsche, junge Mensch sich aussetzte. Und wohl gar ihretwegen — denn gestern war bei Tisch davon die Rede gewesen, daß auf der Jochwand wahre Beete von Edelweiß blühen sollten — und sie hatte sich schwärmerisch eine Handvoll davon gewünscht.

Der Vater, dem sie ihre Besorgnis anvertraut, meinte allerdings, sie wäre ein eingebildetes Schaf. Aber hat ein Geschäftsmann, ein Fabrikant von Hustenbonbons und Malzpräparaten, das rechte Gefühl für Poesie und Ritterlichkeit? Er wußte ja auch nicht, wie Arthur Brown ihr in die Augen gesehen hatte, als sie den Wunsch geäußert: — so tief, so — so rückhaltlos verheißend . . .

Schon am Vorabend des Aufstiegs war eine Aufregung und ein Menschengewühl im Dorfe, wie zur Kirchweih. Aus allen umliegenden Ortschaften, ja bis aus Gries und Tölz, waren Touristen und Einheimische gekommen, um die waghalsige Geschichte mit anzusehen. Das Für und Wider wurde lebhaft erörtert — und sogar Wetten wurden abgeschlossen. Die Sachkundigen und solche, die das sein wollten, waren sich darüber einig, daß es ein amerikanischer Spleen sei, die Jochwand zu erklimmen — und noch dazu bei Neuschnee.

Ueber diesem allgemeinen „Dischkriren" war es so spät geworden, daß am Morgen beim Ausmarsch sich nur wenige aus den Federn gefunden hatten. Fräulein Klärchen Gutbar aber stand am Fenster — eine Hand auf dem klopfenden Herzen, die andere in Angst gegen den Mund gedrückt. Und er hatte richtig zu ihr aufgeschaut und sein Hütchen geschwenkt, der Unselige, der — liebe, liebe Mensch . . . O Gott, und wie er bepackt war!

Als die zehnte Vormittagsstunde herannahte, die Zeit also, in der nach Aussage des Stonthofer Hias der Aufstieg vollendet sein mußte, wenn er überhaupt gelang, gab es nicht genug Fernrohre, Prismengläser und Feldstecher. Selbst winzige Theatergucker wurden hervorgeholt, und wer auch dessen ermangelte, der schwärzte ein Stück Glas, um die blendende Schneewand drüben andauernd beobachten zu können.

Da endlich meldete das längste Fernrohr die Tollkühnen in Sicht. Brausender Jubel ging durch die Menge. Aus Klärchen Gutbars blauen Augen rollten helle Zähren der Erleichterung und Glückseligkeit.

Bald darauf waren der Rothbuchner Wastl und dann der angeseilte Ameritaner auch durch schwächere Gläser zu erspähen — und man konstatierte, daß die beiden eine merkwürdig rege Tätigkeit entfalteten: — — — eine Art grauen Netzes oder Schleiers oder dergleichen rollten sie über den schräg abfallenden oberen Teil der Wand hinab . . .

Plötzlich ein Schuß, der drei-, vierfach im Echo widerdröhnte — gleichzeitig ein jähes Aufflammen des rätselhaften Schleiers — — und dann las ein jeglicher auch mit bloßem Auge in schwarzen Riesenlettern:

Muskelin, das unerreichte
Kräftigungsmittel für Bergsteiger!

und darunter in etwas kleinerer Schrift:

Neue ameritanische Schnee-Reklame.
Vertreter: Arthur H. Brown.

Edelweiß hatte er nicht mitgebracht . . . .

Klärchen Gutbar würdigte den Unwürdigen natürlich keines Blickes — so sehr er sonst auch der Held des Tages war. Da aber Herr Kommerzienrat August Gutbar — in Firma Klümpers & Gutbar, Hustenbonbons und Malzpräparate Engros — den smarten jungen Mann vom Fleck weg für die ganze nächste Saison engagierte, erscheint es nicht ausgeschlossen, daß sich Fräulein Klärchens Herzknacks noch einrenkt.

Das Ende der Entdeckungen.

Die Urkultur begann in Mesopotamien und Aegypten. Später dehnte sich der Kreis bis auf Kreta aus. Erst seit dem Ende des 2. Jahrtausends sind viele neue Länder in das Gesichtsfeld der Kulturmenschheit getreten, vor allem Sudeuropa, Indien und Asien. Eine zusammenhängende Kulturwelt entstand von dem Atlantischen Ozean bis zu den taifungepeitschten Gestaden des Stillen Meeres. Allmählich wurden dieser Welt weitere Striche im Norden Eurasiens, sowie in Afrika und Inselasien gewonnen. Entdeckung war dabei meist gleichbedeutend mit Eroberung. Es hat reichlich ein Jahrtausend gedauert, bis die Alte Welt nun vollends, immer noch mit Ausnahme der größeren Hälfte Afrikas, der geographischen Kunde und zugleich dem Gange der Weltkultur erschlossen wurde. Bereits aber fühlten sich die Völker zu enge in dem ungeheuren Bereiche des Festlandes. Die Katai und die Mongolen suchten nach überseeischem Besitze und liefen Japan an, die Normannen fuhren nach Grönland und Nordamerika. Ueberall nahm die ozeanische Schiffahrt einen merklichen Aufschwung. In der Mongolenzeit wurden die Inseln der Südsee und Neuseeland von den Malaien besiedelt; die Hansa herrschte auf dem nordischen Meere; die letzten Nachfahren der Wikinger, französische Normannen, entdeckten die Azoren; die Araber segelten in allen Gewässern Südasiens. Und seit 1430 kamen chinesische Kriegsschiffe nach Ceylon, Ostafrika und ins Rote Meer, wo sie Dschidda, den Hafenplatz Mekkas, bombardierten; im Busen von Mexiko erblühte gleichzeitig die Schiffahrt der Karaiben. An diese überseeischen Versuche schließt das ozeanische Zeitalter an, das von den Europäern heraufgeführt wurde. Neue Welten wurden in Amerika, Südafrika, Nordasien und Australien entdeckt. Die Erschließung der Erde nahm nun einen raschen Fortgang. Durch die Fahrten Cooks sind im Grunde schon die letzten belangreichen Lücken in unserer Kenntnis beseitigt. Schon zur Zeit Napoleons gab es keine größere Insel von Belang mehr und kein Gestade eines Festlands, das nicht von westlichen Seeleuten angelaufen worden wäre. Das neunzehnte Jahrhundert sah seine Aufgabe darin, das Innere der Kontinente zu erschließen. Das gilt für Europa und das alte Asien genau so gut, wie für die anderen Erdteile. Den größten Vorteil hat von dem Forschungstriebe des neunzehnten Jahrhunderts Afrika gehabt, das zu Anfang jenes Zeitraumes nur zu ungefähr einem Fünfzigstel bekannt war. Aber auch Europa lernte erst jetzt so recht eigentlich seine Alpen und die unzugänglicheren Striche des Apennins und der Sila, sowie Nordeuropa und den Balkan kennen. Noch bis zum heutigen Tage ist Albanien weniger bekannt als der größte Teil Mittelafrikas. Im allgemeinen aber haben sich auch im Innern der Länder jetzt die Lücken geschlossen, die in unseren Karten noch vorhanden waren. Die letzten Rätsel wurden entschleiert in Bezug auf Labrador, Tibet, Afghanistan, die Mongolei, Inneraustralien und die Gebiete der wilden Indianer in Brasilien, Bolivia und Chile. Das Werk der Entdecker ist abgeschlossen bis auf Gegenden Tschadsee, in Tebesti und auf Teile von Marokko.

Wissensdurstige Pfadfinder haben sich nach dem äußersten Norden, z. B. nach Island begeben. Versuche, die Pole zu entdecken, haben sich zu unerhörter Häufigkeit und krampfhafter Heftigkeit gesteigert und den leidenschaftlichsten Anteil haben die Fahrten von Peary und Coot erregt.

Haben die arktischen Regionen etwas Grausiges, Dämonisches, so wären auch die öden Gebirge Innerasiens geeignet, den Schreckenslandschaften Dorés als Muster zu dienen. In der Tat, ein phantastisches Märchenland, dieses Tibet und das benachbarte Himmelsgebirge! Großes haben da als Forscher die Deutschen Zugmeyer, Filchner und Tafel geleistet. Mehr Ruhm hat Sven Hedin eingeheimst. Zum Teil, weil er ein Meister der Reklame ist. Zum Teil, weil Ausländer in Deutschland immer mehr bestaunt werden als Deutsche. Eigentliche Gefahren hat Sven Hedin niemals bestanden. Seine wertvollste Eigenschaft ist das ungemessene Talent, endlos Langeweile zu ertragen, zweitens ziert ihn seine Freude an trockenen Zahlen. Er schwelgt in Messungen, in Statistiken, in Kältegraden und in Flußwassermengen. Im übrigen ist der Erfolg solcher Erforschungsreisen vielfach eine Geldfrage, und auch in der Beschaffung von Geldern hat sich der Schwede den deutschen Wettbewerbern überlegen gezeigt. Dabei besitzt er das Talent der Gewandtheit, Verschlagenheit, Schmiegsamkeit und Anpassung an alle nur erdenkbaren Zustände. Immerhin steht es um Hedin nicht entfernt so schlecht, wie um die Nordpolfahrer, aus deren Kranze wir alles Laub herausnehmen mußten. Kein Zweifel, Hedin hat Bemerkenswertes geleistet. Auch dürfen wir nicht sein frisches Erzählertalent vergessen. Allerdings ist er im wesentlichen Photograph. Er beobachtet mit handwerksmäßiger Genauigkeit jeden Stein am Wege und jedes Wirtshaus, in dem er Tee trank. Er verzeichnet mit treufleißiger Gewissenhaftigkeit die Zahl der Kamele, denen er begegnet.

Weniger wertvoll sind die Schilderungen der Reise durch Armenien und Persien. Was er da über die Revolution sagt, ist ja nicht unrichtig, aber alles so aufgeregt! Das Gleiche gilt für die Gegend am Ararat. Wenn jemand in Asien abseits von der Eisenbahn ist, so muß er wissen, und das Publikum weiß es nicht minder, daß er häufig sein Leben in die Hand nimmt. Es ist daher nicht nötig, dies immer besonders zu unterstreichen. Auch ist bei näherem Zusehen die Sache oft viel harmloser, als es den Anschein hatte. Gerade am Ararat bin ich Zeuge einer Kurdenschlacht geworden. Meine Begleiter, Tscherkessen, bedeuteten mich jedoch sofort anfangs, daß mich die Sache gar nichts angehe, und daß Außenseiter keine Gefahr liefen. Als dann nach einigen Stunden heftigen Schießens eine türkische Kompagnie von Bajazed kam, um den Wirren ein Ende zu machen, und als man nun den Schaden besah, ergab sich, daß nach dem fünfstündigen Gefechte — sechs Hammel ihr Leben gelassen, und einige andere Hammel geraubt worden waren. Durch Kurdistan bin ich ganz allein geritten, ohne daß mir das geringste zugestoßen wäre. Die große Eskorte, die unser schwedischer Reisende nahm, war demnach nicht so unbedingt nötig.

Völlig unbekannt sind noch einige Stätten der Urkultur. Wenige Tagereisen von Susa-Babylon erhebt sich, noch unbestiegen, der etwa 20,000 Fuß hohe Kuh Dinar. In Abessinien weiß man wenig über Kusch oder Kasch, ursprünglich von Schwarzen bewohnt.

Herzog Friedrich Adolph von Mecklenburg hat auf neuen Pfaden den schwarzen Erdteil durchquert und hat dabei einige der ostafrikanischen Bergriesen bezwungen. Pikant ist dort das winterliche Jagderlebnis mit Elefanten; durch bereifte Wiesen sucht der Herzog nach ihren Spuren. Er will in diesen Alpendickhäutern eine neue Spezies, einen Bergelefanten erkennen. Wir erfahren gleichzeitig durch den Herzog Neues über das älteste Völkchen der Menschheit, die Zwerge. Wie wenig übrigens in Deutsch-Ostafrika noch zu entdecken sei, das geht daraus hervor, daß schon Hand- und Taschenbücher von dem Schutzgebiete erscheinen. Die Entdeckung für das praktische Siedlerleben schreitet tüchtig voran.

Schon gibt es in ganz Mittelafrika fast keine weißen Flecke mehr. Nur einer von Belang ist noch vorhanden: Tebesti. Diesen Fleck will jetzt ebenfalls ein Kühner tilgen, Otto Artbauer. Seit zehn Jahren treibt sich dieser junge Mann schon in den Ländern des Orients umher, am liebsten da, wo es am gefährlichsten ist. Mit dem grimmen Fremdenhasser Ma el Ainin ist Artbauer selbst zusammengekommen und ist eine Zeitlang mit ihm gereist. Eine wertvolle Bereicherung unseres Wissens vom Scherifenreiche stellt ferner das Lebenswerk von Karow dar. Es ist ein guter Beobachter, der zu uns spricht, ein Mann mit gesundem Menschenverstande und mit einem schönen niederdeutschen Humor. Der wackere Kapitän ist ein halbes Menschenalter in Marokko und kennt Land und Leute wie seine Tasche. Wiederum sehen wir hier den Fall, daß Gebiete, die ganz nahe der Urkultur und den Welthandelsstraßen liegen, dennoch bis in die Gegenwart tatsächlich unbekannt geblieben sind. Ich meine damit das Rif, über das uns hier lediglich arabische Geographen und der Marquis de Segonzac einiges wenige gesagt hatten. Von Karow hören wir eine Menge namentlich über das östliche Rif und die Striche, in denen sich Buhamara getummelt hat.

In Amerika haben die letzten Jahre wenig Entdeckungen von Belang mehr gebracht. Dafür geht nach des Südpols nie entdeckten Sternen jetzt der Menschheit Lauf. Shackleton hat dort unsere Kenntnis wesentlich erweitert. Man kann sich nicht genug wundern, daß ein Polarland, das uns als ein Uebermaß von Einförmigkeit gilt, zu so mannigfachen Schilderungen und Zeichnungen Anlaß geben konnte, wie es dies in dem gedruckten Werke von Shackleton getan hat.

Albrecht Wirth.

Friedrich der Große und Doris Ritter.

Von H. Quadt.

Als Friedrich der Große Kronprinz war, lebte in Potsdam ein Rektor, mit Namen Ritter, welcher seine Kinder mit größter Sorgfalt erzog und ihnen eine vorzügliche Schulbildung vermittelte. Seine älteste Tochter Doris war ein bildhübsches Mädchen, welches jedoch nicht nur durch ihren Liebreiz, sondern auch durch ihr musikalisches Talent allgemeines Aufsehen erregte. Ihr Vater, welcher selbst eine musikalische Größe war, leitete in der Kirche den musikalischen Teil des Gottesdienstes, wobei ihn seine Tochter Doris unterstützte, indem sie in der Regel die Solostimmen übernahm und mit großer Andacht sang.

An einem Sonntage befand sich der jugendliche Kronprinz Friedrich mit seinem Musiklehrer, dem berühmten Johann Joachim Quanz, in der Kirche, als der Rektor Ritter die Kantate von Bach „Wachet, betet, seid bereit!" zur Aufführung brachte. Der Prinz, der ein großer Freund der Musik war, lauschte andächtig dem Gesange; doch als Doris' schöne Sopranstimme ertönte, da fühlte er sich von inniger Begeisterung ergriffen. Gleich nach Schluß des Gottesdienstes eilte Friedrich auf den Chor, um der Sängerin seinen Dank für die herrliche Kantate auszusprechen, aber Doris hatte bereits mit ihrem Vater die Kirche verlassen. Da der Kronprinz aber die herrliche Sängerin unter allen Umstände kennen lernen und ihre schöne Stimme öfters hören wollte, besuchte er sie eines Nachmittags in der Wohnung ihrer Eltern. Von dieser Zeit an war der Prinz, der gerade damals die schwersten Demütigungen von seiten seines königlichen Vaters zu erdulden hatte, öfters im Hause Ritters, und die frohen Stunden, welche er dort verbrachte in der einfachen, stillen Häuslichkeit, sie waren Lichtpunkte in seinem trüben Jugendleben. Was der gestrenge Vater mit allen seinen Strafen und Predigten über seinen trotzigen Sohn nicht vermochte, das gelang der anmutigen und sanften Rektorstochter; denn wenn der Kronprinz einmal im Zorn aufbrauste, so genügte nur ein vorwurfsvoller Blick aus ihren schönen Augen und ein sanftes „Aber Königliche Hoheit!" und Friedrich wurde sofort ruhig.

Diese lautere Freundschaft zwischen dem Kronprinzen und der schönen Doris Ritter bestand längere Zeit ungestört fort, aber sie riß das junge Mädchen dennoch in den Strudel, welcher Friedrich beinahe verschlungen hätte. Das Verhältnis zwischen Friedrich und seinem königlichen Vater hätte sich nicht so verzweifelt gestaltet, wenn beide nicht von ganz verschiedenem Temperament gewesen und neben ganz verkehrten pädagogischen Maßregeln auch noch andere Uebelstände hinzugekommen wären. Es wurmte den König, daß sein Sohn ihm nichts zu Willen tun wollte, außer gezwungen; den zarten, feinfühligen Jüngling traktierte er mit schweren körperlichen Mißhandlungen, welche zum mindesten Widerwillen hervorrufen mußten. Den eigentlichen Bruch führte der König aber dadurch herbei, daß er dem Prinzen nach einer harten Mißhandlung sagte, „er würde sich erschossen haben, wenn ihn sein Vater so behandelt hätte."

Da verfiel der Prinz, aufs Aeußerste gebracht, auf einen unglücklichen Gedanken, und diesem folgte bald nachher die unüberlegte Tat, — er sann auf Flucht. Es ist bekannt, wie ein aufgefangener Brief an seinen Freund, den Leutnant von Katte, über die Absichten des Prinzen völlige Klarheit brachte, und der König nun über den Sohn herfiel und ihm den Degen durch den Leib gestoßen hätte, wenn der alte General Mosel nicht dazwischen getreten wäre. Katte wurde hingerichtet, und der Kronprinz kam für längere Zeit als Gefangener nach Küstrin. Doch damit begnügte sich der erzürnte König nicht; er wütete gegen alle Freunde seines Sohnes und bestrafte sie empfindlich, am empfindlichsten aber war wohl die unschuldige Doris. Sie wurde auf offener Straße ergriffen, ausgepeitscht und zwei Jahre lang eingekerkert, und dies alles einzig und allein nur dafür, weil sie dem Kronprinzen ihre Freundschaft geschenkt und ihm seine sonst so öden Jugendjahre durch ihren herrlichen Gesang verschönt hatte.

Als Friedrich im Jahre 1740 den Königsthron bestieg, suchte er durch reiche Wohltaten und Ehrungen den erfahrenen Schimpf des unglücklichen Mädchens vergessen zu machen, doch der bittere Kummer um die erlittene schwere Schmach hatte die zarte Blume frühzeitig geknickt. Die schöne Doris siechte dahin und starb bereits nach wenigen Jahren. Seitdem sie unter den wuchtigen Peitschenhieben und dann hinter dem eisernen Gitter so unsagbar schwer gelitten hatte, hat sie keinen Ton mehr gesungen; die Kehle war ihr wie zugeschnürt. Als sie aber auf dem Sterbebette lag und mit dem Tode rang, da ertönte noch einmal ihre herrliche Sopranstimme in ungehörter Schönheit. Leise stimmte sie jene Kantate von Sebastian Bach, welche den Kronprinzen Friedrich einst so begeistert hatte, an und immer stärker und voller entströmten die Töne ihrer kranken Brust: „Wachet, betet, seid bereit!" Mit gefalteten Händen und aufblickend zum Himmel sang sie das schöne Lied des großen Meisters zu Ende, dann sank ihr bleiches Haupt aufs Kissen, ihre Lippen hauchten leise noch einmal den Namen „Friedrich" und sie hatte ausgelitten.